

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 29 (1953-1954)
Heft: 3

Artikel: Ich war ein Freidenker
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ICH WAR

EIN FREI

ARBEITER A
LANDER
MINI



VON ***

Als ich vor einigen Wochen einen Freund besuchte, war er noch nicht zu Hause, und ich mußte in seinem Zimmer auf ihn warten. Um mir die Zeit zu vertreiben, begann ich in Zeitschriften und Zeitungen, die auf dem Tische lagen, zu blättern. Da fiel mir ganz unerwartet ein kleines Blatt in die Hände, «Befreiung», Zeitschrift für kritisches Denken.

Ich las darin. Und etwas Seltsames ging in mir vor: die Gegenwart versank, fast drei Jahrzehnte fielen von mir ab, und ich sah mich wieder als jungen Menschen, der voller Begeisterung und im festen Glauben, einer neuen Zeit den Weg zu bahnen, für die Freidenkerbewegung warb.

Das war vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren. Seither habe ich eine Entwicklung durchgemacht, die mich von der Freidenkerbewegung sehr weit entfernte. Ich bin zwar auch mit meinen bald fünfzig Jahren kein Kirchgänger geworden; aber ich habe viel erlebt, wurde dadurch zum Nachdenken gezwungen und gebe gerne zu, daß mir heute der Glaube

H Stieger



an eine höhere Macht viel einleuchtender scheint als der Glaube an das absolute Nichts, für das wir uns einst entflamten.

Das heißt: auch wir Freidenker glaubten an etwas: an eine blinde, mechanisch-ordnende Macht, die wir Naturgesetze nannten und in der die Menschen eine verzweifelt untergeordnete Rolle spielen.

Es ist so: ich habe daran geglaubt. Heute darf ich ja sagen: geglaubt. Damals jedoch hätte ich gegen diesen Ausdruck ganz energisch protestiert und erklärt: NUR WER NICHTS WEISS, GLAUBT. WIR ABER WISSEN UND GLAUBEN DARUM NICHT. Eine etwas merkwürdige Argumentation. Da wir uns aber in jenen Tagen in den Tücken der Logik wenig auskannten, ließen wir uns von solch großartig klingenden Schlüssen blenden.

Religion: Opium fürs Volk

Ich war von klein auf zum Freidenker bestimmt. Mein Vater war aktiver Linkspolitiker und lehnte die Kirche als Instrument der Massenverdummung ab. Gewiß, getauft wurde ich, weil meine Mutter dies so dringend wünschte; aber das war und blieb die einzige Konzession, die mein Vater machte. In die Kirche gehen durfte ich nicht und auch nicht in den Religionsunterricht. So wuchs ich denn, in dieser Beziehung jedenfalls, ziemlich wild auf und konnte über die Sorgen meiner Schulkamera-

den spotten, die zwar am Sonntagvormittag mit uns Fußball spielten, sich dann aber vor dem Ende des Gottesdienstes eilig vor der Kirche aufstellen mußten, um einen Bekannten abzufangen und zu fragen, wer gepredigt habe und über was gepredigt worden sei. Ihre Eltern, die ihnen vermutlich nicht ganz trauten, verlangten diese Auskünfte von ihnen, als Beweis, daß sie in der Kirche gewesen waren. Sie aber, die Kinder, fanden doch einen Weg, die Eltern zu überlisten.

Solche Sorgen hatte ich nicht. Dafür andere. Zum Beispiel beim Knabenschießen. Daran durfte ich nie teilnehmen. Das Knabenschießen sei nur dazu da, behauptete mein Vater, um die Kinder abzurichten, damit sie später als Kanonenfutter in den Kriegen der Reichen verwendet werden könnten. Ach, oft kämpfte ich mühsam gegen Tränen, wenn ich zuhören mußte, wie die Kameraden voller Begeisterung erzählten, was sie geschossen hatten.

Es half jedoch kein Bitten und kein Flehen: ich durfte nicht mitmachen. Mein Vater blieb hart und unnachgiebig. Denn er war ein Revolutionär alten Stiles, der in Schlagworten dachte und urteilte. Religion: Opium fürs Volk, die Armee: ein Klasseninstrument, das gegen streikende Arbeiter eingesetzt werden konnte; die Kapitalisten: skrupellose Ausbeuter, die über Leichen nach dem Profit jagten. Es war politische Courths-Mahlerei: die ganze

Welt in Schwarz und Weiß eingeteilt. Ohne Übergänge und Schattierungen. Hier die edlen Ausgebeuteten, die Proletarier, dort die verbrecherischen Ausbeuter, die Kapitalisten. Es gab für meinen Vater keine Menschen, nur Klassenvertreter. Und es war ihm ernst damit. Er war von der Wahrheit seiner Ideen so überzeugt, daß er alles für sie zu opfern bereit war und sich dadurch auch wirtschaftlich schädigte. Er war Bauarbeiter und hatte mit einem Freund zusammen ein eigenes, kleines Geschäft aufgemacht. Da aber sein ganzes Interesse der Politik galt, vernachlässigte er notgedrungen den Betrieb, und so brach eines Tages alles zusammen. Mein Vater mußte seine Bude aufgeben und wieder als Bauarbeiter sein Brot verdienen.

Bei der kommunistischen Jugend: Ketzer wurden schon damals nicht geduldet

Selbstverständlich trat ich, als ich alt genug war, der kommunistischen Jugend bei und hörte hier die gleichen Schlagworte. Wir hatten damals an der Sihlfeldstraße unser Jugendheim in zwei alten, baufälligen Häusern, die inzwischen schon lange abgerissen wurden. In diesen beiden Häusern konnte man sich auch billig einmieten. Diese Wohngelegenheiten wiesen allerdings einen großen Nachteil auf: entweder mußte man durch ein oder zwei fremde Zimmer, bis man in sein eigenes Zimmer kam, oder man bewohnte ein Zimmer, durch das andere hindurchgehen mußten. Das war sehr unangenehm. Die Zimmer waren übrigens dumpf und ganz lückenhaft möbliert, trotzdem waren sie meistens vermietet. Im Erdgeschoß befand sich ein Gastlokal, in dem wir uns trafen und stundenlang diskutierten.

Manchmal kamen wir auch im Volkshaus, am runden Tisch, zusammen. Dieser runde Tisch war unser Tisch, und da wurde oft und lärmend über die verschiedensten Probleme gesprochen. Unsere Jugendgruppe umfaßte ungefähr 40—50 Mitglieder, war aber sehr aktiv: wir verkauften Parteiblätter, warben Mitglieder und versuchten, andere Jugendgruppen mit unsern Anschauungen zu durchsetzen. Von jedem Mitglied wurde strengste Parteidisziplin verlangt, Ketzer durften nicht geduldet werden. Darin gab es keine Kompromisse: wer abweichend dachte, wurde ausgeschlossen. Versuchte einer uns zuvorzukommen und den Austritt zu geben, so wurde der

Austritt nicht genehmigt, dafür aber wurde in feierlicher Sitzung sein Ausschluß vollzogen. Wir waren eben Atheisten mit Hausgöttern, Anarchisten mit strengen Gesetzen und Revolutionäre mit sklavischer Unterordnung unter die Beschlüsse des Parteivorstandes. Unsere Götter hießen Lenin, Stalin, Marx, Torgler und Thälmann. Der Name Trotzki durfte, genau wie der Name Brandlers, eines Rechtsopportunisten, und wie die Namen der führenden Sozialdemokraten, nur in verächtlichem Sinn, als Klassenverräter nämlich, ausgesprochen werden. Besonders gehaßt war Trotzki, weil jeder, der die Geschichte der Russischen Revolution studierte, unweigerlich auf seinen Namen stoßen mußte. Und mancher wurde von diesem alten und kompromißlosen Revolutionär so fasziniert, daß er sich der trotzkiistischen Gruppe anschloß. So wurden bei uns einmal ein sechzehn- und ein siebzehnjähriger junger Mann mit dem Bannfluch der Partei belegt, ausgeschlossen und ihre Namen in der Parteizeitung veröffentlicht, weil sie fanden, Trotzki habe doch gewisse Verdienste um die Revolution.

Die Antispießer

Hier also machte ich leidenschaftlich mit und war wie alle andern felsenfest davon überzeugt, die Weltrevolution marschiere und werde auch bald bei uns kommen. Diese Überzeugung war so stark, daß ein Mechaniker, ein etwas naiver junger Mann, seine Arbeit aufgab und leidenschaftlich erklärte, er werde erst nach dem Siege des Kommunismus wieder schaffen, er habe es satt, für Kapitalisten Profite herauszuwirtschaften. Heute ist dieser Mann verheiratet und hört es sehr ungern, wenn man ihn an jene Zeit erinnert.

Nun, ich will nicht schimpfen, die Welt ist anders geworden und die Menschen auch. Inzwischen hat die Menschheit ja aus der kommunistischen Ansteckung das Abwehrmittel gegen den Kommunismus gefunden; sie ist, ich bin davon fest überzeugt, immun geworden. Die einzige Hoffnung, die den Kommunisten bleibt, ist ein Umsturz im Schatten der russischen Bajonette — aber auch diese Hoffnung schwindet immer mehr.

Um aber gerecht zu sein, will ich gestehen, daß in unserer Jugend sehr viel Idealismus und Opferbereitschaft vorhanden war. Einige der damaligen Mitglieder sind für ihre Überzeugung in Spanien gefallen. Doch darf auch ge-

sagt werden, daß bei manchen der Glaube an den Kommunismus an der Oberfläche haften blieb. Darunter aber brodelte es und kamen die allgemein menschlichen Triebe zu ihrem Recht. In unserer Gruppe gab es Burschen und Mädchen. Wir wanderten gemeinsam und waren in gemeinsamen Lagern beisammen — da gab es oft Rivalitäten. Allerdings wurden diesen Feindschaften, die durch die Mädchen entstanden waren, meistens ein politisches Mäntelchen umgehängt, genau wie auch sexuelle Triebe unter dem Mantel antispießrischer Gesinnung ausgelebt wurden.

Vor etwa einem Jahr traf ich zum erstenmal wieder mit einer Frau zusammen, die früher der kommunistischen Jugend angehörte. Heute ist sie verheiratet, hat zwei Kinder und spricht nicht mehr gerne von jener Zeit. Aber wir kamen ins Plaudern, und sie erzählte mir, sie sei, als sie in die «Jugend» gekommen sei, noch sehr unschuldig gewesen. Und immer habe man sie deswegen geneckt und sie eine Spießerin und Kleinbürgerin genannt. Besonders einige Burschen hätten ihr keine Ruhe gelassen, und sie, vermutlich nicht ganz uneigennützig, wegen ihrer falschen Scham, wie sie es nannten, ausgelacht. Das sei so lang gegangen, bis es ihr verleidet sei und sie mit dem ersten besten Mann schlafen ging. Nur damit man sie nicht länger habe Kleinbürgerin nennen können.

Ich werde Mitglied der Freidenker

In dieser Jugendorganisation wurde selbstverständlich auch für die Freidenker geworben. An den Versammlungen wurden Scheine für den Kirchenaustritt verteilt. Niemand, so hieß es, dürfe in der Kirche bleiben. Jeder klassenbewußte Arbeiter müsse austreten. Denn die Kirche, und mit ihr die Pfarrer, stünden im Dienst der Reaktion. Ihre Aufgabe sei es, den Proletarier dumm zu halten und dessen Sinnen auf ein besseres Jenseits zu richten, damit es ihm nicht einfalle, sich schon ein schöneres Diesseits zu erkämpfen.

Ich ließ mich nicht lange bitten und unterschrieb einen solchen Schein, obwohl ich selber nicht ganz sicher war, ob ich wirklich noch einer Kirche angehörte oder nicht. Mir schien aber, es mache sich gut. So trat ich aus der Kirche aus und wurde Mitglied der Freidenker. Ich las ihre Zeitschrift und besuchte, wenn mir die Jugendarbeit Zeit dazu ließ, ihre Versammlungen. Denn mir schien es äußerst wichtig, die Kirche mit allen Mitteln zu be-

kämpfen, segnete sie doch im Krieg sogar die Kanonen, und zudem sangen wir ja immer:

*«Es rettet uns kein höheres Wesen,
Kein Gott, kein Kaiser, noch Tribun,
Uns aus dem Elend zu erlösen,
Können wir nur selber tun.»*

Das schien mir auch klar. Und als ich Freidenker geworden war, war ich wieder einmal in eine Welt der Schlagworte eingetreten. Nur daß diese Schlagworte sich gegen die Kirche, die Pfarrer und die Bibel wandten. An unsern Abenden wurde fast so eifrig aus der Bibel vorgelesen, wie an Sektiererabenden. Aber nicht zur Erbauung, sondern um aus ihr Widersprüche herauszufinden. Wir versuchten, das, was die Bibel sagte, mit unserer Logik zu widerlegen. Wir ahnten ja nicht, daß es eine Logik darin geben mochte, die viel tiefer und bedeutsamer war als unsere eigene, und wir freuten uns kindlich, wenn wir einen Widerspruch gefunden hatten. Daneben lasen wir oft aus einem berühmt-berüchtigten Buch über die Geschichte der Päpste vor, worin über jede Untat der Päpste genau Buch geführt wurde. Diese Geschichte war aus einem wilden Haß heraus geschrieben worden und führte wirklich nur an, was gegen die Päpste sprechen konnte. Aber wir glaubten jedes Wort.

Die Sackgasse

Unserer Vereinigung gehörten etwa 200 Mitglieder an. Aber wir hatten auch sehr viele flaue Mitglieder, von denen man sich zuflüsterte, daß ihre Frauen weiterhin in die Kirche gingen und daß sie ihre Kinder nicht nur taufen ließen, sondern sie sogar in den Religionsunterricht schickten. Das erschien uns der schwärzeste Verrat. Aber wir konnten sie nicht gut ausschließen; einmal weil wir hofften, sie doch noch ganz überzeugen zu können, und zweitens, weil wir sowieso nicht viele Mitglieder hatten.

Unsere aktivsten und wildesten Kirchengegner waren, das fiel mir bald auf und berührte mich sehr merkwürdig, alles ehemalige Katholiken. Ein paar von ihnen waren sogar als Ministranten tätig gewesen. Möglich, daß

Foto: Robert Gnant

Blinker Knabe vor dem Weihnachtsbaum

diese Leute zu Hause viel Lippenbekenntnisse und Heuchelei erlebt und sich für die erzwungene Autorität der Eltern, unter der sie als Kinder litten, als Erwachsene rächten, indem sie wilde Kirchengegner wurden.

Wir waren wirklich nichts anderes als eine atheistische Sekte. Aber, waren wir ohne Gott? Waren wir nicht viel mehr gegen Gott? Ich bin heute fest davon überzeugt, daß unser ständiges Wiederkäuen so oft gehörter Argumente: die Kirche sei unser Klassenfeind; Darwin habe mit seiner Entwicklung der Arten bewiesen, daß wir vom Tier abstammen; wenn es Gott gäbe, ließe er diese Kriege und Ungerechtigkeiten nicht zu, kurz, dieses immer und immer wieder beweisen wollen, daß Gott nicht sei, daß dies vielleicht nur daher kam, weil wir uns selber beruhigen wollten und die dunkeln Ängste und Ahnungen in uns bekämpften. Wir wollten anstelle des Glaubens an Gott einen andern Glauben, den Glauben an das Nichts setzen. Aber dieser Glaube war ein Tag-Glaube. Im Dunkel der Nacht und allein mit sich selbst, mochten manchem Zweifel an unserm Glauben an das Nichts aufgestiegen sein.

Dennoch gelang es halbwegs, uns in eine Sackgasse hineinzutreiben, wo die Fenster und Türen verschlossen bleiben und die Herzen erkalten.

Um für die Freidenkerei zu werben, machten wir uns manchmal auf, Versammlungen religiöser Jugendverbände zu besuchen und dort zu diskutieren. Wir hatten nämlich die Erfahrung gemacht, daß wir dabei stets gut abschnitten. Denn die Mitglieder der religiösen Jugendverbände machten einen großen Fehler: sie ließen sich die Taktik der Auseinandersetzung von uns vorschreiben. Wenn wir mit der Logik die Nichtexistenz Gottes zu beweisen versuchten, so wollten sie die Existenz Gottes ebenfalls mit logischen Gründen beweisen, und da waren wir ihnen über. Denn die Existenz Gottes mit der Logik zu beweisen, das gelang natürlich nicht. Wir aber hatten es da leichter; wir konnten einfach auf die vielen Widersprüche in der Bibel hinweisen — dann hatten wir zwar die Diskussion gewonnen, denn diese jungen Menschen wußten darauf nichts mehr zu sagen — aber dennoch, es gelang uns nie, sie in ihrem Glauben wankend zu machen. Dieser Glaube saß ja so tief, daß unsere oberflächlichen Argumente ihn nicht verwunden konnten.

Nächtliche Gespräche

Da erinnere ich mich eines Erlebnisses, das mir damals viel zu denken gab. In unserer Gruppe war ein wilder und fanatischer Freidenker, der überhaupt alles gelesen hatte, was Argumente gegen die Kirche und gegen Gott zu liefern vermochte. Dieser Mann dachte bestimmt mehr an Gott als so mancher Gläubige — wenn auch in einem negativen Sinn. Er hieß S. und war Coiffeur. Und immer war er dabei, wenn wir mit den Leuten der christlichen Jugendbewegung diskutierten.

Eines Nachts spazierten wir, nach einer leidenschaftlichen Diskussion, in Begleitung des Präsidenten des christlichen Jugendverbandes nach Hause. Wir diskutierten natürlich auch auf dem Heimweg weiter. Der junge Präsident des christlichen Jugendverbandes verzichtete darauf, uns mit logischen Gründen zu kommen, er sprach heiß und leidenschaftlich von Gott, der allein uns zu freien Denkern machen könne, zu wirklich freien Denkern. Zuletzt blieb er stehen und deutete auf S.: «Was haben Sie davon, wenn Sie so gegen Gott sind? Fürchten Sie nicht, es einmal zu bereuen?»

Auf S. schien das einen unerwarteten Eindruck zu machen. Vielleicht war es die Dunkelheit, vielleicht die tiefe und ernste Stimme des jungen Mannes, er wandte sich ihm zu und sagte: «Ich glaube nicht an Gott. Wenn es aber einen gibt — ich habe keine Angst. Ich habe immer anständig und gut gehandelt.» Es war ein merkwürdiges Bild, wie dieser S. unsicher wurde und sich zu rechtfertigen versuchte. Später schämte er sich dessen und wurde rot vor Zorn, wenn ich einmal davon sprach.

Unser Paradestück

In jenen Jahren hatten wir einen festangestellten Sekretär. Ich weiß seinen Namen nicht mehr, er war aber auf alle Fälle unser Glanz- und Paradestück, mit dem wir unsere Feinde entscheidend schlagen konnten — dieser Sekretär war ein Theologe und lange im Kloster gewesen. Eines Tages trat er aus der Kirche aus, wurde unser Sekretär und schrieb in seiner Freizeit Broschüren gegen die Kirche. Eine davon hieß, wenn ich mich recht erinnere, «Warum ich aus der Kirche ausgetreten bin». Dieser Mann besaß wirklich Format, er war ein glänzender Redner und befand sich aus irgendeinem Grund in einer selbstmörderi-

schen Trotzstellung gegen die Kirche. Er fuhr in der Schweiz umher und sprach fast immer in vollen Sälen. Wir waren sehr stolz auf ihn. Bis ... ja, bis etwas geschah.

Wir hatten wieder einmal einen Vortrag unseres Sekretärs in der «Eintracht» angesagt. Und wir hatten selbstverständlich große Propaganda gemacht. Am Abend, als er hätte sprechen sollen, war der Saal voll. Wir warteten nur noch auf das Erscheinen des Sekretärs. Vergeblich. Schon wurden die Leute ungeduldig, da tauchte endlich ein Telegraphenbote auf. Er brachte ein Telegramm an den Vorstandstisch. Die Leute rissen es auf und begannen aufgeregt zu tuscheln. Neugierig geworden ging ich nach vorn — und was mußte ich erfahren? Unser Sekretär, unser Prunkstück, der Mann, der die Kirche so leidenschaftlich bekämpft hatte — er war zur Kirche zurückgekehrt. Er hatte seine Koffer heimlich gepackt und war mit der ganzen Familie nach Wien gereist, wo er eine Stelle als Redaktor einer katholischen Zeitung antrat. Wir waren entsetzt und gaben in der Verzweiflung bekannt, der Sekretär sei plötzlich erkrankt und könne nicht kommen. Die Leute verliefen sich enttäuscht.

Welche Niederlage! Es ging lange, bis wir uns gefaßt hatten, dann aber waren wir uns darüber einig, dieser Mensch sei zum Verräter geworden. Die Kirche habe ihn gekauft. Daß der Mann vielleicht nach einer furchtbaren seelischen Krise, und nach schweren innern Kämpfen zur Kirche zurückgekehrt war — dieser Gedanke kam uns überhaupt nicht. Er war ganz einfach in eine besser bezahlte Stelle desertiert.

Die Wandlung

So also waren wir. Ich machte lange mit, viele Jahre; aber eines Tages kehrte ich den Freidenkern den Rücken. Wie und wann ich ausgetreten bin, weiß ich nicht mehr. Ich entfernte mich einfach innerlich von diesen Menschen; ich hatte ihren Wahlspruch «Wissen ist Macht» vermutlich zu ernst genommen und zu lesen angefangen, was mir nur in die Hände kam. Ich las große Philosophen und große Schriftsteller — viele von ihnen waren sehr fromm. Aber ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß diese leidenschaftlichen Wahrheitssucher, diese aufrechten Männer die Wahrheit verschwiegen hatten — um ihre Stelle zu behalten. Das hatte man bei den Freidenkern aber immer und immer wieder behauptet: alle diese großen Denker seien innerlich Freidenker, aber sie seien von der Kirche und dem Bürgertum gekauft, sie dürften es nicht wagen, die Wahrheit zu sagen. Darum also blieben sie den Freidenkern fern. Das bezweifelte ich immer stärker. Es kam dazu, daß ich einige schwere Jahre durchmachen mußte. Jahre, in denen ich alle Oberflächlichkeit ablegen und mich mit mir selber auseinandersetzen mußte.

Das alles brachte eine Wandlung mit sich, eine Wandlung, die still vor sich ging. Ich begab mich, möchte ich sagen, geistig auf die Wanderschaft, auf der ich mich noch heute befinde. Weit zurück liegen die trüben Dörfer der Freidenkerei, wo ich so lange gewohnt und gewohnt habe, mein Weg führt vielleicht noch durch dunkle Wälder und schmale Wege, und ich weiß noch nicht, wo ich ankommen werde. Aber eines weiß ich genau: einen Weg zurück gibt es für mich nicht mehr.

Da musste ich lachen ...

Der Expresß von Wien sollte in fünf Minuten mit einer großen Zahl erholungsbedürftiger Kinder im Hauptbahnhof eintreffen. Am Perron stand eine Gruppe von Personen. Da ich nicht ganz sicher war, ob ich mich am richtigen Treffpunkt befand, wo die Kinder in Empfang genommen werden mußten, fragte ich ein etwa dreißigjähriges Fräulein: «Fräulein, erwartet Sie au es Chind?»

Der vernichtende Blick, der mich traf, machte mir sofort klar, daß ich mich an jemanden gewandt hatte, der mit der Aktion in keinem Zusammenhang stand. Ich entschuldigte mich sofort, aber trotzdem mußte ich lachen.

Frau P. L.